

China und der Westen

Gerhard Kuhn (MA)

1. Das Ausländische für China nutzbar machen

Das Motto, das die Volksrepublik China seit 1980 prägt, lautet „Yang wei zhong yong“, auf Deutsch: „Das Ausländische für China nutzbar machen“. Betrachtet man die letzten 30 Jahre, so ist es ein erfolgreiches Motto geworden und bis heute geblieben. China ist nicht zuletzt durch dieses Motto zur Fabrik der Welt geworden. Das Land ist dabei, sich die Stellung zu erobern, die es in der Geschichte schon einmal hatte: eine Weltmacht. Die chinesische Kultur besteht nun schon nahezu 5000 Jahre. Zwischen 500 und 1500 n. Chr. dominierten die Chinesen und waren dem damaligen Europa in fast allen Belangen überlegen. Heute scheint China durch seine Leistungsfähigkeit, seine ungeheure Menschenmasse und seine liberale Wirtschaftspolitik bei gleichzeitig unantastbarer politischer Führung Amerika und Europa zu bedrohen. Indizien dafür sind z.B. der Stellenabbau in den USA und Deutschland, der Textilstreit mit der Europäischen Union, der im Sommer 2005 in den Schlagzeilen war, und die wegen der ständig wachsenden chinesischen Nachfrage stark ansteigenden Öl- und Stahlpreise.

Das „Ausländische“ bedeutet zum einen den westlichen Kapitalismus als Wirtschaftssystem, das von den Kommunisten nach und nach in den Sonderwirtschaftszonen übernommen wurde, und zum anderen die westliche Technologie, die China dadurch erhält, dass es westliche Unternehmen nur dann ins Land lässt, wenn diese bereit sind, ihre Technik in Joint Ventures den Chinesen zur Verfügung zu stellen.

Besonders seit den Tagen von Marco Polo (1254-1324), der während der mongolischen Yuan-Dynastie (1280-1367) zwanzig Jahre in China verbrachte, beschäftigt sich der Westen mit diesem riesigen Land, das bis ins 18. Jahrhundert hinein eine der fortgeschrittensten Nationen und die größte Volkswirtschaft der Welt war und in den letzten beiden Jahrzehnten wieder ein wirtschaftlicher Riese geworden ist.

Seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. lief der Ost-West-Handel über die Seidenstraße, ein Netz von Karawanenstraßen, die von Luoyang in der zentralchinesischen Provinz Henan durch Innerasien und Nordpersien bis zum Hafen von Antiochia an der syrischen Mittelmeerküste führten. China lieferte Seide und erhielt dafür u. a. Silber, Glas und Gewürze. Bis Mitte des 14. Jh.s bildeten Seidenstraßen die wichtigsten Handelswege Chinas und waren bedeutend für den west-östlichen Kulturaustausch. Dann wurde die Seidenstraße von den bequemeren Seewegen abgelöst, auf denen Europa aufgrund des Rückzugs der Chinesen bald die führende Rolle übernahm und so die Welt erobern und dominieren konnte. Zuvor war auch hier China führend gewesen.

Zheng He (1371-1433), ein Eunuch und Großadmiral zur Zeit der Ming-Dynastie (1368-1644), ist bis heute Chinas berühmtester Seefahrer und wird als Kolumbus bzw. Magellan Chinas verehrt. Als Befehlshaber der kaiserlichen Flotte fuhr er u. a. bis zum Persischen Golf und bis Mogadischu an der Ostküste Afrikas. Sein Leitschiff war 135 m lang. Seine „Schatzflotte“ umfasste 317 Boote mit 28 000 Mann Besatzung. Damit war dieser Verband von Schiffen fast 100 Jahre vor Kolumbus größer und mächtiger war als alle Flotten Europas zusammen.

Zheng He lag die Welt zu Füßen, doch die Regierung gab kein Zeichen, sie zu erobern oder mit militärischen Stützpunkten abzusichern. Der Kaiser begnügte sich vielmehr mit Ehrerbietungen und Tributen, mit Gold und Gewürzen. Er wollte Handel treiben „mit den Rändern der Welt“ (China sieht sich ja seit jeher als Zentrum der Welt,

darum auch Zhongguo = Reich der Mitte) und überall in China wohl gesinnte Herrscher an der Macht wissen, war aber an Weltherrschaft nicht interessiert.

Nach Zheng Hes Tod entschieden sich die kaiserlichen Nachfolger sogar, u. a. wegen der hohen Kosten der See-Expeditionen, für die Selbstisolation und die Dominanz der Landwirtschaft über den Handel und zerstörten die gesamte Hochseeflotte. Dies bedeutete das Ende der Seemacht China und führte schließlich zu dessen Niedergang und ermöglichte die Herrschaft der europäischen Seemächte England, Spanien und Portugal über die Meere.

Heute feiert die Kommunistische Partei Chinas Zheng He als weltoffenen Handelspartner und Friedensfürst, der symbolisieren soll, dass China nur friedliche Absichten habe. Denn China weiß, dass es von der Welt argwöhnisch beäugt und seine Wirtschaftsmacht gefürchtet wird.

2. Sich vorerst bedeckt halten und im Stillen die eigene Stärke entwickeln

Die chinesische Führung arbeitet gerne mit Formeln. Deng Xiaoping (1904-1997) hat für die obige Befürchtung die Formel „Taoguang yanghui“ entwickelt, gemäß der sich China vorerst bedeckt halten und im Stillen die eigene Stärke entwickeln soll. Das heißt, China stellt sein Licht erst einmal unter den Scheffel und betont gegenüber dem Westen seine Probleme, die ja in Bezug auf Umwelt, Energie und Armut tatsächlich riesig sind. Ruhig und stetig wird daran gearbeitet, den Wohlstand im eigenen Land aufzubauen. Man lässt sich mit der Eingliederung Taiwans Zeit und wartet geduldig auf den rechten Augenblick, um sich auch politisch stärker in der Welt zu positionieren.

China ist noch immer stark von den Demütigungen des Opiumkrieges von 1840-42 geprägt, der mit der totalen Kapitulation des Riesenreiches gegen das relativ kleine England endete und China zu folgenden Entschädigungen zwang:

- Abtretung der Insel Hongkong an England
- Zahlung einer Entschädigungssumme
- Öffnung von vier Häfen für den Außenhandel (neben dem bereits geöffneten Kanton waren dies Amoy (heute: Xiamen), Fuzhou, Ningbo u Shanghai)
- Garantie fester Zollsätze
- Erlaubnis des Freihandels
- Meistbegünstigungsklausel für England
- Konsulargerichtsbarkeit, d.h.: Ausländer, die in China eine Straftat begingen, unterstanden der Gerichtsbarkeit des Konsuls ihres Landes

Grund für den Opiumkrieg war die Weigerung Chinas, für den Tee (er hatte im 18. Jahrhundert die Seide als begehrtestes chinesisches Produkt verdrängt), den England aus China importierte, Opium statt Silber als Zahlungsmittel zu akzeptieren. Da der Opiumkonsum immer stärker um sich griff (rund 6 Millionen Chinesen rauchten in den 30er Jahren des 18. Jahrhunderts Opium) und die Abhängigen nun sogar mit Silber zahlten, um an das Rauschgift zu kommen, wodurch die Opiumhändler jährlich 3-4 Millionen Silbermünzen aus China herauszogen, ohne einen volkswirtschaftlich nutzbaren Gegenwert zu liefern, vernichtete ein kaiserlicher Kommissar (nachdem er zuvor Königin Viktoria vergeblich per Brief gebeten hatte, den illegalen Opium-Handel zu unterbinden) alle Opium-Vorräte der Engländer in Kanton, dem Zentrum des Opiumhandels. Daraufhin erklärte England China den Krieg. Man halte sich vor Augen, wie heute Drogenhändler international geächtet werden.

Der zweite 2. Opium-Krieg von 1857, in dessen Verlauf u. a. die Befestigungsanlagen von Tianjin gestürmt wurden, endete wiederum mit der chinesischen Kapitulation und noch härteren Vertragsbedingungen, die China quasi zu einem „Selbstbedienungsladen“ der westlichen Mächte machten. Wesentlich waren:

- die ungehinderte Missionstätigkeit im Landesinneren für die katholische und protestantische Kirche
- Überwachung des Seezolls durch Ausländer
- Handelsfreiheit für Ausländer in ganz China
- Kriegsentschädigung und Meistbegünstigungsklausel für alle beteiligten Vertragspartner
- Legalisierung des Opium-Handels unter der Bezeichnung „ausländisches Medikament“

Die China in der Folge der Opiumkriege aufgezwungenen Verträge wurden später von den Chinesen als „ungleiche Verträge“ bezeichnet, die Westler als „westliche Teufel“ titulierte.

Nach dieser gewaltsamen Öffnung Chinas durch die Briten folgte 1979 eine freiwillige, pragmatische Öffnung mit dem Ziel der Modernisierung des Landes und der Lösung des „Hauptwiderspruchs“, nämlich dem „Widerspruch zwischen den wachsenden materiellen und kulturellen Bedürfnissen des Volkes und der rückständigen gesellschaftlichen Produktion“. Das heißt, die chinesische Führung stellte „Modernisierungsbedürfnis gegen Rückständigkeit“, besonders in den vier Bereichen Landwirtschaft, Industrie, Landesverteidigung sowie Wissenschaft und Technik. Hauptaufgabe ist in China also die Bezwingung der Rückständigkeit, die nicht zuletzt durch Maos verfehlte sozialistische Wirtschaftspolitik verfestigt wurde. Darum kreisen gegenwärtig alle Projekte.

3. Die Modernisierung in drei strategischen Schritten

Der Klassenkampf wurde deshalb zu einem Neben-Widerspruch erklärt, aber keineswegs ad acta gelegt. Die Kommunistische Partei Chinas, die sich dabei als legitimer Vertreter des chinesischen Volkes sieht, setzte sich zum Ziel, die sozialistische Modernisierung in drei strategischen Schritten (san bu zou) zu erreichen:

1. Das Bruttosozialprodukt von 1980 verdoppeln und das Nahrungs- und Kleidungsproblem der Bevölkerung lösen. Dieses Ziel wurde schon zu Beginn der 1990er Jahre erreicht.
2. Bis Ende des 20. Jh.s das BSP nochmals verdoppeln und damit einen bescheidenen Wohlstand für die Bevölkerung erzielen. Auch dieses Ziel wurde erreicht.
3. Bis Mitte des 21. Jh.s die Modernisierung im Großen und Ganzen verwirklichen und das BSP pro Einwohner an das Niveau von Ländern mit mittlerem Einkommen heranführen und damit der Bevölkerung einen relativen Wohlstand ermöglichen.

Trotz dieses wirtschaftlich ausgerichteten Kurses hält die Kommunistische Partei Chinas (KPCh) unabänderlich an ihren vier Grundprinzipien fest, die sie am 30. März 1979 verkündete. Dies sind:

- der sozialistische Weg
- die Führung durch die Kommunistische Partei Chinas
- der Marxismus-Leninismus und die Ideen von Mao-Zedong
- die Diktatur des Proletariats

4. Die Idee des dreifachen Vertretens

Der frühere Staatspräsident Jiang Zemin entwickelte zur Legitimation der KPCh die Idee des Dreifachen Vertretens (san ge daibiao). Diese besagt, die KPCh vertritt stets

- die Erfordernisse der Entwicklung der fortschrittlichen Produktivkräfte Chinas
- die Richtung des Vorwärtsschreitens der fortschrittlichen Kultur Chinas
- die grundlegenden Interessen der überwiegenden Mehrheit des chinesischen Volkes.

Grundlage dieses Denkens ist, neben dem Wunsch nach Machterhalt der KPCh, dass man in China Demokratie anders versteht als im Westen, nämlich als Herrschaft *für* das Volk, anstatt als Herrschaft durch das Volk. Dies hat historische Gründe: Erstens hat China keine demokratische Tradition und zweitens war der chinesische Kaiser durch das Mandat des Himmels legitimiert, das ihm auftrag, für das Wohl des Volkes zu sorgen. Tat er das, so belohnte der Himmel des Kaisers Tugend und weise Geschäftsführung mit reichen Ernten, friedvollen Zeiten und anderen Formen von Belobigung. Tat er das nicht, handelte er eigennützig oder erfüllte seinen Auftrag nur unbefriedigend, so verlor er das Mandat des Himmels, was dieser durch Naturkatastrophen, schlechte Ernten und Krieg zu erkennen gab, und das Volk hatte das Recht, den Kaiser zu stürzen. Allerdings handelte es sich dabei nicht um das Recht zur Revolution, d.h. der Veränderung der bestehenden Herrschafts- und Sozialordnung, sondern nur darum, einen anderen, besseren Herrscher auf den Thron zu heben. Die Chinesen verehrten nämlich den Kaiser mit denselben religiösen Gefühlen, wie Menschen sonst Gott verehren. Den Kaiser als Institution in Frage zu stellen, war unvorstellbar.

Aufgrund ihrer Geschichte, die von vielen Aufständen und Bürgerkriegen mit Millionen von Toten geprägt ist, nicht zuletzt auch durch die verheerende Kulturrevolution Maos von 1966-76, fürchten die Chinesen zudem nichts mehr als das Chaos. Deswegen ist auch die Demokratiebewegung in China heute eher eine marginale Erscheinung.

Als negatives Beispiel der Demokratie dient auch die ehemalige Sowjetunion, die infolge Gorbatschows Glasnost und Perestroika im Chaos zerbrochen ist und deren Bevölkerung zwar nun weitgehend demokratische Verhältnisse hat, dafür aber wirtschaftlich ins Hintertreffen geriet, während China seit 30 Jahren ein Wirtschaftswachstum von durchschnittlich 9% aufweisen kann. Der zunehmende Wohlstand des chinesischen Volkes lässt Kritik verstummen.

Für Chinesen ist eine auf Wahrung oder Durchsetzung individueller Rechte ausgerichtete Gesellschaftsform das Gegenteil von Ordnung. Vielmehr sind verantwortungsbewusste Einordnung und auch pflichtbewusste Unterordnung für Chinesen die bestimmenden Ordnungsprinzipien. Auf der Prioritätenskala steht der Konsum ganz oben, nicht die Politik. Ein Auto, eine größere Wohnung, die Ausbildung der Kinder sind wichtiger als politische Mitbestimmung.

In diesem Sinne kann man einen Vergleich zu der Lage in Deutschland in den 1950er und 1960er-Jahren ziehen. Überhaupt sind die Massen zu stark damit beschäftigt, Geld zu verdienen, um sich daneben noch für Politik zu interessieren oder sich gar mobilisieren zu lassen.

Chinesen schütteln den Kopf über westliche Diskussionswut, die oft zu nichts führt, und über Wahlkämpfe, die Zeit und Geld kosten, aber keine Probleme lösen. Der Vorteil einer autoritären Regierung, wie sie die KPCh ausübt, liegt darin, dass direkt und sofort Lösungen von oben verordnet werden können und eine mittelfristige, planende Politik betrieben werden kann, weil sie nicht durch permanente Wahlen zu kurzatmiger, häufig populistischer Politik gezwungen wird. Während im Westen Entscheidungen oft langwierig ausdiskutiert und durch Kompromisszwang am Ende verwässert werden, kann China schnell handeln, denn letztlich muss sich nur das Politbüro, das eigentliche Machtzentrum der KPCh und damit Chinas, einig sein.

5. Unterschiedliche Wertesysteme

Die Wertesysteme Chinas und des Westens sind grundlegend verschieden. In China haben die folgenden Werte ein hohes Ansehen:

- Harmonie, Hierarchie, Autorität, Disziplin, Ordnung
- Rücksicht, lernen, Bildung, Würde, Tugend, Moral, moralische Vervollkommnung
- Familie, Gemeinschaft, Konsens, Pflicht, Gruppe, Verantwortung
- Fleiß, harte Arbeit, Kollektivismus, Enthaltbarkeit, Sparsamkeit
- Vermeiden von Konfrontation, Unterordnung der Rechte und Interessen des einzelnen
- Supremat des Staates und der Gesellschaft vor dem Individuum
- historisches und langfristiges Denken

Diesen Werten stehen unsere westlichen Auffassungen entgegen:

- Demokratie, Freiheit, Individualismus, Selbstbestimmung, freie Entfaltung,
- Meinungsfreiheit, Streitkultur, Gleichberechtigung, Toleranz
- Menschenwürde, Einhaltung der Menschenrechte
- Humanität, Wahrheit, Gerechtigkeit, Offenheit,
- Wohlstand, Sicherheit, finanzielle Sicherheit, Würde des Einzelnen
- Umweltschutz, Tierschutz, Solidarität, Schutz vor Krankheit und Katastrophen
- opponieren gegen Autorität und Regierung

China setzt also andere Prioritäten:

- Kollektiv vor Individualismus
- Gruppeninteresse vor Einzelinteresse
- Gemeinschaft und Land sind wichtiger als das Individuum
- sanften Autoritarismus vor Demokratie

Diese Denkweise mag vielen Westlern fremd erscheinen. Es stellt sich jedoch die Frage, ob sie allein deshalb falsch ist.

Wer in China geschäftlichen Erfolg erreichen möchte, muss sich auf die andersartige Kultur einlassen. Und zum interkulturellen Verstehen gehört auch die Erkenntnis, dass die eigenen Verhaltensweisen und Denkgewohnheiten eben nicht eo ipso natürlich, sondern „kultürlich“ sind. Es ist also wichtig, sich für seine eigene kulturelle Prägung zu sensibilisieren, den eurozentrischen Standpunkt zu verlassen und zu erkennen, dass es auch andere Möglichkeiten gibt, bestimmte Situationen wahrzunehmen und/oder darauf zu reagieren.

Nicht alles, was im Westen entwickelt wurde und hier als richtig gilt, muss auch für den Rest der Welt gültig und maßgebend sein. Allerdings gilt der Umkehrschluss ebenso wenig und kritiklose Chinabegeisterung ist daher fehl am Platze.

China betrachtet z.B. wirtschaftliche Prosperität als moralische Überlegenheit. Und die KPCh bezieht ihre Legitimation durch Vermehrung des Wohlstandes. Pragmatismus ist traditionell chinesische Regierungsart. Was das politische System betrifft, so bedenke man, dass nicht nur Konfuzius, der wichtigste Philosoph Asiens, sondern auch Plato, der einflussreichste Philosoph des Abendlandes, ein Gegner der Demokratie war.

Menschenfeindlichkeit kann man aber keinem von beiden unterstellen. Im Gegenteil ist der Platonismus die philosophische Grundlage des Christentums und bei Konfuzius steht ren = Mitmenschlichkeit im Zentrum seines Denkens und Wirkens.

Grundmotiv des philosophischen Denkens der Chinesen ist das Streben nach Harmonie. Allerdings innerhalb einer hierarchisch geordneten Gesellschaft. Im chinesischen Rechtsverständnis wird der Mensch nicht als Bürger mit unveräußerlichen Rechten geboren. Die Regierung gewährt sie ihm und kann sie auch wieder nehmen.

6. Lasst einige zuerst reich werden

Vor diesem philosophischen Hintergrund konnte Deng Xiaoping zu seinem Volk auch sagen: „Xian fu, hou fu“, d. h. Lasst einige zuerst reich werden. Deng war klar - und es ist auch den Chinesen klar -, dass ein Volk von 1,3 Milliarden Menschen nicht binnen kurzer Zeit in seiner Gänze wohlhabend werden kann. Das hat zwar ein starkes Wohlstandsgefälle in China zur Folge, das sich zum einen in einem reichen Osten und einem armen Westen und zum anderen in Prachtbauten neben einfachsten Wohnverhältnissen zeigt. Dies ist ein soziales Problem in China, aber es ist immer noch besser als zu Maos Zeiten, als Reichtum und alles Westliche verpönt waren und viele Millionen Menschen verhungerten.

China ist heute die Lokomotive der Weltwirtschaft, angetrieben durch

- den unbändigen Ehrgeiz, aus privater und nationaler Armut aufzusteigen
- den historisch untermauerten Anspruch auf kulturelle Überlegenheit
- die Sehnsucht (durch patriotische Erziehung gefördert), die demütigenden Niederlagen in den Opiumkriegen wettzumachen.

7. Die Strategeme

Will der Westen diese gewaltige Herausforderung bestehen, dann ist ihm zu raten, sich mit der chinesischen Geschichte zu befassen und die chinesische Mentalität zu studieren, sich also mit dem chinesischen Denken und Handeln vertraut zu machen. Dazu gehört auch die Beschäftigung mit den Strategemen, die im chinesischen Denken eine große Rolle spielen.

Der Schweizer Harro von Senger, Professor für Sinologie, hat die Strategemkunde für den Westen entdeckt und in seinen Büchern ausführlich beschrieben (s. Literaturangaben). Strategem ist ein neutraler Ausdruck für List, und listiges Handeln gehört zum ganz normalen Alltag. Strategeme wurden sogar im so genannten „Katalog der 36 Strategeme“ zusammengefasst, der eine Art Handlungsanleitung darstellt. Das heißt, über List wird in China ganz offen gesprochen und auch in Zeitungen berichtet. In einem Land ohne Rechtstradition war List nämlich oft das einzige Mittel, um zu seinem Recht zu kommen.

Da es in China allein zum Thema List und Wirtschaft über einhundert Bücher gibt und die Chinesen von klein auf mit einem List-Kodex aufwachsen, kann dem Westen nur geraten werden, sich auch intensiv mit dieser Kunst des geschickten Erreichens von Zielen zu beschäftigen. Ansonsten könnte für viele begeisterte, aber strategemisch ungewappnete westliche Geschäftsleute der Ausflug in das Reich der Mitte zu einem teuren und erfolglosen Reifall werden.

Für das interkulturelle Miteinander von West und Ost mit einer gesunden Balance aus Vertrauen und Misstrauen darf daher der Spruch des chinesischen Weisen Hong Zicheng gelten: „Ein die Menschen schädigendes Herz darf man nicht haben. Aber ein sich vor den Menschen in Acht nehmendes Herz ist unverzichtbar.“

8. Quellen

- Chu Chin-Ning: China-Knigge für Manager, FaM1996, 3. Auflage.
- Heilmann, Sebastian: Das politische System der Volksrepublik China, Wiesbaden 2004.
- Hirn, Wolfgang: Herausforderung China, FaM 2005.
- Lin-Huber, Margrith A.: Chinesen verstehen lernen, Bern 2001.
- Seitz, Konrad: China, Eine Weltmacht kehrt zurück, Berlin 2000.
- Staiger, Brunhild: Länderbericht China, Darmstadt 2000.
- von Senger, Harro : Strategeme, Lebens- und Überlebenslisten aus drei Jahrtausenden, Bern, München, Wien 1996 (4.Auflage der Sonderausgabe).
- ders. : 36 Strategeme für Manager, München, Wien 2004.
- ders. : Einführung in das chinesische Recht, München 1994.

Zeitschriften:

- Business in Baden Nr. 9/2005, S. 24-28
- Der Spiegel Nr. 32 vom 8.8.2005, S. 74-91
- Spiegel spezial Nr. 5/2004: China, Aufstieg zur Weltmacht

Aktualisierte Version der Veröffentlichung in Dialog Nr. 5, der wissenschaftlichen Hauszeitschrift der Berufsakademie Lörrach im Herbst 2005, S. 103 – 110.